

Rheinische Volkszeitung

Telegramm-Adresse:
Volkszeitung Wiesbaden.

Wiesbadener Volksblatt

Telefon in Wiesbaden: Redaktion 6036,
Verlag 638, in Oestrich 6, in Elfville 216.

Die „Rheinische Volkszeitung“ erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, mittags 12 Uhr.
Haupt-Expedition in Wiesbaden, Friedrichstraße 30; Zweig-Expeditionen in Oestrich (Otto Etienne),
Marktstraße 9 und Elfville (H. Göttsch), Alte Gutenberg- und Taunusstraße. — Ueber 200 eigene Agenturen.

Tr. 260 — 1914

Regelmäßige Beilagen:
Wöchentlich einmal: „Rheinische Kultur- und Unterhaltungsblätter“, „Sterne
und Blumen“; zweimal: „Religiöses Sonntagsblatt“. Zweimal
jährlich: „Sonntags-Unterhaltungsblätter“, „Jahresplan“. Einmal
jährlich: „Jahresbuch mit Kalender“.

Samstag
10
Oktober

Bezugspreis für das Vierteljahr 1 Mark 35 Pfg., für den Monat 65 Pfg., frei ins Haus; durch die Post für
das Vierteljahr 2 Mark 37 Pfg., monatlich 77 Pfg. mit Belegzettel. — Anzeigenpreis: 20 Pfg. für die kleine Zeile
für ausgedruckte Anzeigen 25 Pfg., Kleinanzeigen 1 Pfg. Bei Wiederholungen nach entsprechender Rücksicht gewährt.

Geschäftsführer: Dr. phil. Franz Geueke
Verantwortlicher für Politik und Postamt: Dr. phil. Geueke, für den anderen
teilweise: Zeit. Julius Etienne-Oestrich; für die Rheinische und Rheinische
O. S. Zeitung: Friedrich in Wiesbaden, Marktstraße und Verlag von
Germann Haus in Elfville.

32. Jahrgang.

Antwerpen in deutschem Besitz!

Bericht des Hauptquartiers

Großes Hauptquartier, 9. Okt., abends (amtlich).
Heute Vormittag sind mehrere Forts der inneren Befestigungs-
linie gefallen. Die Stadt befindet sich seit heute Nachmittag in
deutschem Besitz. Der Kommandant und die Besatzung haben
den Festungsbereich verlassen. Nur einzelne Forts sind
noch vom Feinde besetzt. Der Besitz von Antwerpen ist da-
durch nicht beeinträchtigt. (Wolfsbüro.)

* Was wir seit einigen Tagen erwarteten, ist gestern
eingetreten. Die alte Handelsstadt Antwerpen, reich an Er-
werb und Kunst, der letzte Zufluchtsort der belgischen Nation,
ist in deutschem Besitz. Hinter dieser modernen Festung mit
ihrer doppelten Befestigungslinie, hinter den breiten Gräben
und hohen Wällen, hielten sich König, Regierung und Parla-
ment doppelt sicher. Auch die Bevölkerung Antwerpens
glaubte bis vor wenigen Tagen nicht an einen Fall. Eine ge-
wissenlose Presse stellte die Sache so dar, als ob die deutschen
Angriffe zerschellen müßten.

Nun ist die Stadt in deutschem Besitz. Der Kommandant
und die Besatzung haben den Festungsbereich verlassen, haben
damit der Stadt eine weitere Vernichtung erspart. Die Eng-
länder haben ein frivoles Spiel getrieben. König Albert wollte
die Festung vor Beschießung übergeben, doch Englands Rük-
ker lehnten ab. Ihnen hat nun die Stadt das Bombardement
zu verdanken.

Das Große Hauptquartier meldet: Der Kommandant
und die Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Wir
müssen abwarten, bis eine nähere Erklärung kommt, wohin
sich die belgisch-englischen Truppen gewandt
haben. Von der holländischen Grenze im Nordosten bis weit
über die Schelde nach Westen hinaus stehen die Deutschen. Die
Scheldemündung wird von dem neutralen Holland bewacht.
Ursprünglich sollte die Schelde zum Abzuge benutzt werden.
Deutsche Schiffe waren dazu bestimmt, den Abtransport zu
ermöglichen. Doch die Holländer sperren die Durch-
fahrt. England hat nicht den Mut gehabt, die niederlän-
dische Neutralität zu verletzen. Doch wurden die 32 deutschen
Schiffe, die im Hafen von Antwerpen lagen, vernichtet. Die
Schiffe sollten nicht in deutsche Hände fallen. Die Engländer
können überzeugt sein, daß ihnen bald die Rechnung für
diesen Posten präsentiert wird.

Für den Abzug der Besatzung blieb nur eine schmale
Lücke in der Richtung nach Ostende. Wir haben
guten Grund, anzunehmen, daß der deutsche Generalstab die
notwendigen Maßnahmen getroffen hat, um den Rückzug
möglichst schwierig zu gestalten. Die Situation lag ja zu klar.
Es sollte der Anschluß an das französische Heer von Norden
versucht werden.

Das deutsche Volk empfindet hohe Genugtuung darüber,
daß das letzte und stärkste Bollwerk der Belgier in deutschem
Besitz ist. Geradezu niederschmetternd wird in Paris und
London die Nachricht von dem Falle wirken. Bis auf den klei-
nen Küstenschutz ist jetzt ganz Belgien unter deutscher Ver-
waltung. Landwehr und Landsturm wird einziehen, um die
Ordnung in dem eroberten Gebiete aufrecht zu erhalten.
Eine große Armee aber ist frei geworden, eine Armee mit
einem hervorragenden Heerführer, und diese wird bald in
entscheidende Kämpfe gegen die Franzosen eintreten können.
Gerade diese Tatsache gibt dem Falle von Antwerpen das
Hauptgepräge.

Wir geben nun die Meldungen wieder, die aus Ant-
werpen eintrafen, ehe der Fall der Festung gemeldet wurde.
Amsterdam, 9. Okt. Das „Handelsblad“ meldet aus
Rosendaal: Ein aus Antwerpen mit Verwundeten hier
eingetroffener Offizier erzählt, daß die Deutschen durch die
Vorstadt Berchem in Antwerpen einzogen. Der
„Telegraaf“ meldet, daß ein neuer Strom von Flüchtlingen
aus Antwerpen in Rosendaal eingetroffen ist auf das Gerücht
hin, daß die deutschen Vorposten bereits in Ederen stehen.
Ferner meldet der „Telegraaf“ aus Rosendaal: Ich höre so-
eben von einem belgischen Sanitätsoffizier, daß die Belgier
das Fort Merxem nördlich von Antwerpen selbst in die Luft
sprengten. Das „Nieuwe van den Dag“ mel-
det aus Rosendaal, daß die deutsche Artillerie die Forts Schoo-
ten, Gravenregel und die Schanze Schilde beschuß.

Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ berichtet, daß
heute ein ganzes Bataillon belgischer Soldaten
über die Grenze kam und dort von den Holländern
interniert wurde, ferner, daß die Engländer das an der
Schelde gelegene Fort St. Anna ebenfalls selbst in die Luft
sprengt haben, um es nicht in die Hände der Deutschen kom-
men zu lassen, die daraus auf die Länge der holländischen
Grenze abziehenden belgischen Truppen feuern könnten.
Wenn man alle Berichte zusammennimmt, dann zeigt sich,
daß die deutsche Angriffsoffensive vom Norden über den
Osten, den Süden bis zum Westen umfaßt, und daß sich gleich-
zeitig eine deutsche Truppenmacht von Termonde gegen Nor-
den vorstößt. Von Termonde bis zur holländischen Grenze
sind es nur etwa 25 bis 30 Kilometer. Die Umkliegung
Antwerpens ist also eine nahezu vollständige.
Es muß abgewartet werden, ob es dem belgischen Heer ge-
lingt, den Abzug längs der holländischen Grenze nach
der Küste vorzunehmen. Die Holländer haben an der Grenze
eine außerordentlich starke Truppenmasse aufgezogen,
so daß es ein Leichtes ist, selbst große Detachements belgischer
Soldaten, die über die Grenze kämen, zu entwerfen. Es
heißt, daß die Belgier geneigt waren, die Stadt zu übergeben,
die ihnen sehr am Herzen liegt, und die sie vor Zerstörung
schützen wollten, daß aber die Engländer die Verteidigung bis
zum Schluß durchführten wollten, um geradezu die Ver-
wüstung der Stadt heraufzubeschwören.

Der „Times“-Korrespondent aus Antwerpen berichtet
schon vom 6., daß der Kommandant von Antwerpen die Gulle
offen gelassen hat, die Lage sei sehr ernst. Das Boot „Amster-
dam“ lag unter Dampf auf der Schelde, um die Gefandtschaften
der verbündeten Mächte und andere offiziellen Persönlichkei-
ten an Bord zu nehmen. Verschiedene andere Personen waren
schon tagelang an Bord des Schiffes. Am 6. verließen nach
dem „Times“-Korrespondenten das Boot „Amsterdam“ und
das Boot „Prästel“ die Stadt Antwerpen, um nach Eng-
land zu fahren. An Bord waren außer den bereits erwähn-
ten Persönlichkeiten die Generalkonsuln von Frankreich und
England.

Das „Nieuwe van den Dag“ berichtet, daß Granaten
auf das Gefängnis gefallen sind und daß die Wär-
ter, bevor sie die Flucht ergriffen haben, die Gefangenen
befreit hätten. Die nach Hunderttausenden zählenden
Flüchtlinge aus Antwerpen und seinem Umkreis werden
nun auf die einzelnen Städte verteilt und die Holländer haben
ein geradezu ansehnliches Gefolge. Die Hilfsmittel
begonnen. Auch in Amsterdam sind zahlreiche Flüchtlinge
in den Gebäuden des Eiswerks untergebracht worden, wo sie
nun eifrig die Zeitungen studieren. Bemerkenswert ist, daß
fortdauernd auch belgische Soldaten über die Grenze
nach Holland kommen.

32 deutsche Schiffe in die Luft gesprengt

Essen (Ruhr). (Nichtamtlich.) Die „Rheinisch-West-
fälische Zeitung“ verbreitet durch Extrablatt folgende Mel-
dung: Rotterdam, 9. Oktober: 32 deutsche Handelsdampfer dar-
unter der Lloyd-Dampfer „Gneisenau“ und viele andere große
Seedampfer, sowie über 20 Rheinschiffe, sind heute im Hafen
von Antwerpen auf Betreiben der Engländer in die Luft ge-
sprengt worden, da die Niederländer dem Verlangen, die
Dampfer zum Abtransport von Flüchtlingen (der Garnison?)
nach England durchzulassen, nicht stattgaben. König Albert
wollte vor Beschießung der Stadt diese übergeben, wurde aber
von englischer Seite daran gehindert.

Von den zerstörten deutschen Dampfern gehören 14
nach Bremen, nämlich sieben der Reptinggesellschaft, zwei der
Rolandlinie, einer dem Norddeutschen Lloyd, vier der Dania
Dampfschiffahrtsgesellschaft; zwölf gehören nach Hamburg, nämlich
einer von der Bagdad, zwei von der Rüdigers Rheeder und Schiff-
baugesellschaft, drei von der Revantelline, vier von der Deutsch-
Australischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, einer von der Bugierge-
sellschaft, einer von der Hamburg-Südamerikanische Dampfschiff-
ahrtsgesellschaft; ferner zwei von der Oldenburg-Vorarlberger
Dampfschiffahrtsgesellschaft. Drei gehören nach Stettin, zwei nach
Hamburg. Der Gesamtverlust beträgt 110 000 Tonnenn Brutto.

Das Ausland über die Kriegslage

Bordeaux, 9. Okt. Nach hier eingetroffenen Mel-
dungen hat sich der große Kampf zwischen den Verbündeten und
den Deutschen im Nordwesten noch ausgedehnt. Das
Vorrücken der Verbündeten über Arras war der Gegenzug
gegen das Vorrücken der Deutschen auf der Linie Ar-
mentières-Tourcoing. Gestern haben heftige Kleinkämpfe
zwischen den Deutschen und den französischen Vorposten statt-
gefunden. Neue deutsche Truppenabteilungen
sind herangerückt; das läßt darauf schließen, daß die Deutschen
ihre Heere in Nordfrankreich in möglichst großem Umfange
verstärken.

Mailand, 9. Okt. Generalstabshauptmann Aldo Ca-
biati erklärt in der „Perseveranza“, daß der französische
Versuch, den deutschen rechten Flügel zu umfassen, mit
dem Aufstehen eines neuen deutschen Heeres bei Lille en-
dgültig gescheitert sei. Nachdem es den Verbündeten
trotz bedeutender Uebermacht, ja vielleicht doppelter numeri-
scher Ueberlegenheit nicht gelungen sei, die deutschen Linien zu
durchbrechen, werde ein solcher Versuch künftig noch aussichts-
loser sein, da die Deutschen nach dem Fall Antwerpens neue
Kräfte freibekommen werden, während Frankreich schon seine
letzten Reserven in der Schlachtfront stehen habe.

Nach dem Urteil dieses Sachmannes stehen auf den öst-
lichen Kriegsschauplätzen 20 deutsche und 12 öster-
reichisch-ungarische Armeekorps. Hinden-
burgs Aufgabe scheint es gewesen zu sein, möglichst viele
russische Kräfte auf sich zu ziehen und aufzuhalten, um einen
desto erfolgreicheren Vorstoß in Südpolen zu ermöglichen.
Die Ankunft der Deutschen an der Weichsel scheint zu bewei-
sen, daß dieser Hauptstoß bisher auch gelungen sei.

London, 9. Okt. Der Kriegskorrespondent der „Times“
schreibt: Die Art des Kampfes in Nordfrankreich
wird besonders stark von den afrikanischen Truppen der
Franzosen empfunden, die, wie alle Eingeborenen, sehr schwer
die Furchtbarkeit des europäischen Krieges begreifen lernen.
Die Verluste dieser Truppen waren zu Anfang des Krie-
ges sehr groß. Ein Offizier des marokkanischen Tirailleurs-
Regiments sagte, daß in dem ersten Gefecht die Hälfte der
Leute fiel. Der Offizier drückte seine größte Bewunderung für
die militärischen Eigenschaften der Deutschen aus. Der

Durchschnitt des deutschen Gewehrfeuers stehe auf gleicher
Höhe wie der der Verbündeten. Es seien im Verhältnis ver-
hältnißlich mehr französische Offiziere gefallen als deutsche und
es sei allgemeines Gespräch, daß die Verluste der französischen
Offiziere in den letzten zwei Monaten zehnmal größer
seien, als vorher bei den Kämpfen in Marokko.

Kristiania, 8. Okt. In einer Betrachtung der Lage
auf dem westlichen Kriegsschauplatz führt der mili-
tärliche Mitarbeiter des „Norges Posten“, ein Genera-
lstaffoffizier, aus: Wenn Antwerpen fällt, werden nicht
allein 200 000 Deutsche für Nordfrankreich frei, sondern auch
bedeutende Massen schwerster Artillerie, was alles
zusammen die Entscheidung bringen muß. Der Umstand,
daß die Verbündeten auch Verstärkungen von Indien erhal-
ten haben, ist nicht besonders schwerwiegend, weil ihre Zahl
noch nicht groß sein kann. Falls es richtig ist, daß diese Hindus
sind, ist es zweifelhaft, ob sie gleichwertig mit den deutschen
Soldaten sind. Daß Joffre's Armee aus Franzosen,
Engländern, Negern und Hindus zusammengesetzt
ist, ist ein schwaches Moment gegenüber der deutschen, auf
gleichartiger Kraft aufgebauten Armee. Falls man sagen
darf, daß die Waagschale des Sieges sich nach einer Seite neigt,
so ist es die deutsche Seite.

Enttäuschungen

* Man kann gerade nicht behaupten, daß die einzelnen
Mitglieder der Tripleallianz von allseitigem Vertrauen in ihre
eigene Stärke befehl gegeben wäre. Die „grosse nation“, die sich
noch immer für den Mittelpunkt der Welt hält, würde niemals
allein einen Krieg gegen Deutschland gewagt haben. Sie begnügte
sich seit mehr als 40 Jahren mit der papiernen Propagandierung
des Revanchegedankens, um auf diese Weise den Anschein zu er-
wecken, als ob man sich noch für stark und mächtig halte. In
Wirklichkeit wünschte man dringend einen langen Frieden. Auch
Russland, an Bevölkerung eine der stärksten Großmächte der Welt,
hätte allein niemals den Kampf gewagt. Die Großfürstenpartei
weiß aus der Geschichte, daß keine Deere von einem Geiste er-
füllt und von Intelligenz geleitet, die Masse schmachlich nieder-
gerungen haben. Und gar erst England war der größte Hafenfuß.
Man nannte sich selbst die größte Seemacht der Welt. Man tat
sich viel zugute auf seine weltbeherrschende Stellung, aber dabei
begnügte man sich; einem ernstern Waffengange geht man aus
dem Wege.

Und doch, dieses aufstrebende Deutschland mußte ruiniert
werden. Es ging nicht an, daß deutsche Industrie und deutscher
Handel immer weiter über die Welt sich ausdehnten, daß das
Einkommen jedes Engländers, Franzosen und Russen durch Deutsch-
land um einige Pfennige gekürzt wurde. Darum reiste König
Eduard von Staat zu Staat, um eine einzige europäische Front
gegen Deutschland aufzurichten. Dieser Krieg ist das Ergebnis
jener von Eduard VII. inaugurierten Politik. Als die drei Groß-
mächte sich hart genug fühlten, traten sie in den Kampf ein.
Nach ihrer eigenen Ansicht lag ja die Situation günstig. Drei Groß-
mächte standen zwei anderen Großmächten gegenüber. Als die ver-
brecherischen Pläne gescheitert wurden, da hat man sicherlich
längst gewußt, daß Belgien und Japan sich auf die Seite der
Tripleallianz stellen würden. Von allen Seiten konnte Deutschland
überfallen werden. Besonders Russland war in der Lage,
Millionen von Menschen aus der Erde zu heben und in Berlin
einzuquartieren.

Die Rechnung ist falsch gewesen. Russland ist kaum an
seinem Gebiete herausgekommen. Zwei Deere wurden teilweise in
das Innere Deutschlands abtransportiert, teilweise haben sie in
den masurenischen Sumpfen einen möglichen Untergang gefunden.
Daß Österreich-Serbien niederrinken würde, daran hat man wohl
von allem Anfang in Paris, London und Petersburg niemals ge-
zweifelt. Aber wider aller Erwartung wurde Belgien in kurzer
Zeit überrannt und die Kämpfe gegen die Engländer und Franzosen
wurden auf belgischem und französischem Boden geschlagen. Die
Ligenzentralen arbeiteten ja ganz vorzüglich. Doch konnten sie
auf die Dauer nicht verhindern, daß die Kämpfe in der
Hauptfache auf außerdeutschem Boden stattfanden.
Nach all jenen Meldungen war es den Deutschen gelungen, den
Kampf auf fremden Boden zu verlegen und schon diese Tatsache
brachte alsbald eine allgemeine Enttäuschung hervor.

Die englische Presse hat mit allen Mitteln versucht, bis zum
letzten Augenblicke ihre eigenen Leser und die Belgier
zu beschwindeln. Bei Antwerpen, so hieß es, werde sich der
deutsche Angriff brechen. Richtig sei. Rannur wird das deutsche
Heer mindestens ein halbes Jahr lang festhalten, wenn diese
Festung überhaupt einzunehmen ist. Auch Rannurs Mauerwerk stien
in Schutt und Staub. Da war es Antwerpen, an dem sich die
Deutschen die Köpfe einrennen würden; England werde niemals
dulden, daß Antwerpen in die Hände Deutschlands falle. Nun
ist auch der Fall Antwerpen vor wenigen Stunden erfolgt. Un-
fänglich viel Unglück und endloses Leid haben die
Engländer über Belgien gebracht, indem sie dieses Land
zum Widerstande aufstachelten. Ihnen ist es zu verdanken, daß
Antwerpen beschossen werden mußte. Da nun auch in Frankreich
an der Marine die Fortschritte nicht nach englischem Wunsch gehen,
hat in den feindlichen Ländern eine gewaltige Beunruhigung
stattgefunden.

Die englische Presse ist geradezu angefüllt mit pessimistischen
Stimmen. Man sieht leicht ein, daß Deutschland nicht so leicht
niedergurigen ist. Die „Morning Post“ schreibt: „Die durch den
Krieg offenbar gewordene Haupttatsache ist die ungeheure
Stärke Deutschlands, die es ermöglicht, die Russen
aus Ostpreußen zu vertreiben und ihnen von der Ostsee bis zu den
Karpathen entgegenzutreten, zugleich Belgien zu über-
rennen, die verbündeten Armeen von der Sambre
bis zur Marne zu treiben, nach dem Rückzuge an die
Aisne diese Linie zu halten und selbst die rechte Flanke auszu-
beugen. Dabei die Belagerung Antwerpens vorzubereiten und die

Angriffe gegen diese Stadt vorwärts zu führen. In einem zweiten Heftartikel schreibt die „Morning Post“: Das Ende ist noch nicht da. Aber auf einen frühzeitigen Zusammenbruch der deutschen Macht rechnet, verkündet die Lage gründlich. Deutschland besitzt noch sehr große Kräfte und verfügt über außerordentliche Hilfsquellen, es besitzt ferner eine sehr starke Stellung im Innern, es besteht kein Anzeichen und keine Wahrscheinlichkeit für die innere politische Zerschlagung, die manche Leute gern prophezeien. Der Kampf hat sein erstes Stadium erreicht, das unmittelbare Ergebnis auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist noch zweifelhaft. Und E. Ashmead-Bartlett schreibt im „Daily Telegraph“: „Deutschland hat einen großen Vorteil vor den anderen Nationen, da die Gesamtheit des Volkes militärische Ausbildung erhält und jeder verfügbare Mann unter den Waffen steht. Deutschland hat nicht weniger als 54 Armeekorps. Diese Menschenmasse, die sich in der Defensive hält, durch die stärksten Reihen von Festungen unterstützt, bedeutet eine so furchtbare Macht, daß es große neue Opfer des englischen Volkes erfordern wird, sie zur Unterwerfung zu zwingen. Die Franzosen kämpfen tapfer in der Verteidigung ihres Bodens, aber die Kraft ihrer Armeen, eine ernste Angriffsbewegung auszuführen, vermindert sich täglich.“

Wieder andere Stimmen beklagen sich über die wirtschaftlichen Schädigungen, die zunehmende Arbeitslosigkeit und die Zahlungsprobleme. Das englische Volk sieht immer mehr ein, in welcher schwierigen Situation es durch seine Staatsfinanzen gebracht worden ist. Mit gutem Grunde darf man annehmen, daß die Geschichte einmal ein scharfes Urteil über Gien und Konjunktur fällen wird. Dabei ist noch nicht aller Tage Abend. Das deutsche Volk erwartet einmütig, daß den britischen Räufern auf Jahrzehnte hinaus ein Denkzettel verabreicht wird, und diese Erwartung soll nicht zuschanden werden.

Depression im Westen

Mailand, 9. Okt. Von einem italienischen Herrn, der heute aus London über Frankreich zurückgekehrt ist, hört man interessante Einzelheiten aus Frankreich, die von den in der Auslandspressen unter Beobachtung der französischen Zensur erschienenen Berichten wesentlich abweichen. Die Stimmung in der französischen Provinz ist, wenn auch nicht niedergeschlagen, so doch sehr gedrückt infolge der ungeheuren Verwundetentransporte, die ganz Frankreich überdauern. Alle Bahnzüge sind mit Verwundeten belegt, sobald jeweils nur 40 bis 50 andere Reisende zugelassen werden. Alle Hotels dienen zur Aufnahme von Verwundeten, sobald mein Gewährsmann nicht einmal in einem der vielen Hotels von Nizza unterkommen konnte! Frankreich soll Italien erleichtert haben, die Verwundeten an der italienischen Riviera pflegen zu lassen (?). In Paris ist die Stimmung etwas besser als in der Provinz, doch ist der Eindruck der Stadt düster. Ankommende Reisende müssen ihr Gepäck auf Schubkarren nach ihrer Wohngelegenheit bringen lassen. Nur die Lebensmittelstände sind offen. Die Läden schließen abends um 8 Uhr und um 9 Uhr werden alle Lichter ausgeschaltet. Zur Durchquerung Frankreichs brauchte mein Gewährsmann sieben Tage. In London merke auch der Fremde, daß dort eine starke Partei gegen den Krieg besteht.

Der Negerfeldzug

Rom, 9. Okt. Die „Tribuna“ gibt den Bericht eines kürzlich aus Bordeaux zurückgekehrten italienischen Abgeordneten wieder, der der äußersten Linken angehört. Nachdem er zuerst den französischen und indischen Truppen großes Lob gespendet hat, erklärt er: „Nicht weniger bewundernswert sind die schwarzen Soldaten von Senegal. Sie fielen den Terror dar. Schon sahen sich die Befehlshaber der englischen und französischen Truppen gezwungen, von ihnen diskreten Gebrauch zu machen, denn diese Krieger vom Senegal sind wild und schonen den Feind um keinen Preis.“

Von den östlichen Kriegsschauplätzen

Berlin, 9. Okt. Die „B. Z. am Mittag“ meldet aus Wien: In der amtlichen Ausgabe der Petersburger „Telegraphen-Agentur“ werden die großen Verluste der Russen in der Lemberg-Schlacht angegeben. Es gab dabei so große Massen von russischen Verwundeten, daß alle öffentlichen Gebäude zu ihrer Aufnahme nicht genügten. Sehr viele Kanonen blieben, wie es weiter in dem Bericht heißt, in den Kämpfen stehen und fielen so in österreichische Hände.

Kristiania, 9. Okt. Der militärische Mitarbeiter des „Dagbladet“ schreibt über die Lage im Osten: Der Umstand, daß die Deutschen und Österreicher bedeutend mehr Bahnen als die Russen im Süden zur Verfügung haben, um die Truppen von einem Ort zum anderen zu bringen, trägt den Reim der Niederlage für die Russen in sich.

Das Schicksal der deutschen Kolonien

London, 9. Okt. Dem deutschen Standpunkt, daß sich das Schicksal der deutschen Kolonien auf Europas Schlachtfeldern entscheide, schließt sich auch die „Morning Post“ an, indem sie schreibt: Alle Veränderungen in den Kolonien hängen von dem Kriege in Europa zu Lande und zur See ab. Die Verbündeten beherrschen das Meer und können alle deutschen Kolonien besetzen, aber der dauernde Besitz dieser Kolonien hängt von dem Sieg der Verbündeten zu Lande in Europa ab, denn ohne einen solchen kann Deutschland nicht gezwungen werden, die Friedensbedingungen der Verbündeten anzunehmen. Das Schicksal der Kolonien kann nicht als entschieden angesehen werden, bevor die englische Flotte die deutsche Schlachtflotte besiegt hat.

Der Angriff der Japaner

London, 9. Okt. „Daily Telegraph“ meldet aus Peking: Japanische Korvetten besetzten am 7. Oktober Schinanfu, den Endpunkt der Schantungbahn, und beschlagnahmten das gesamte dort vereinigte rollende Material.

Das Luftschiff in Düsseldorf wenig beschädigt

Köln, 9. Okt. Zum Erscheinen eines feindlichen Fliegers über einzelnen rheinischen Städten meldet die „Köln. Zig.“: Bei Köln hatte es der Flieger anscheinend auf zwei Bahnhöfe abgesehen, die in der Nähe der Abfahrtsstelle standen, weil sie keine Einfahrt hatten. Bei Groß-Königsdorf warf der Flieger aus 2000 Meter Höhe eine Bombe in die Nähe der Eisenbahnbrücke. Das Geschoss scheint englischen Ursprungs zu sein. Der über Düsseldorf fliegende Flieger war in Düsseldorf gemeldet worden. Wachsoldaten feuerten auf ihn, desgleichen ein Maschinengewehr. Der Flieger ging plötzlich sehr schnell herunter und es gelang ihm, eine Bombe auf das Dach der Luftschiffhalle zu werfen. Die Beschädigungen der Halle sind unbedeutend, desgleichen wurde das Luftschiff selbst nicht erheblich beschädigt.

Ein deutsches Luftschiff in Finnland

Stockholm, 8. Okt. Aus Petersburg wird gemeldet, daß ein deutsches Luftschiff über Uleaborg in Finnland in der Richtung nach Tornaa gesichtet worden sei.

Katholische Studenten im Kriege

Die E. P. C. teilt mit: Der E. P. C., der Kartell-Verband der farbentragenden kath. deutsch. Studentenverbindungen, ist der einzige größere studentische Verband, der mit einem Viertel seiner Korporationen auch auf den österreichischen Hochschulen sitzt und seine Söhne dementsprechend auch auf alle Schlachtfelder des Treubundes entsandt hat. Die Gesamtziffer seiner Kriegsbeteiligung wird in die Tausende gehen. Über 2000 sind jetzt schon gemeldet, und immer noch laufen Meldungen ein. Die Zahl der Gefallenen beträgt bis jetzt über 60, weit mehr noch die der Verwundeten, und über 40 haben sich bereits das Eisene Kreuz erworben.

Deutscher Einspruch gegen belgische Einberufung ins Heer

In drei Sprachen, Deutsch, Französisch und Flämisch, wurde in ganz Belgien von Lüttich aus folgende Proklamation verbreitet:

Proklamation.

Eingegangenen Nachrichten zufolge beabsichtigt die belgische Regierung drei weitere Jahrgänge zur Armee einzuziehen.

Diese Einziehung ist auf Befehl des deutschen Generalgouverneurs zu verhindern.

Jedoch bestimme daher, daß die belgischen Behörden sich jeder Mitwirkung bei dieser Einziehung enthalten und daß sie die Listen der Wehrpflichtigen sofort an das Gouvernement Lüttich einreichen. Widrigenfalls erfolgt Beschlagnahme und, wenn die erwahten Listen nicht bis zum 5. Oktober hier eingehen, Verhaftung der verantwortlichen belgischen Beamten.

Den belgischen Wehrpflichtigen wird es verboten, den an sie etwa ergangenen oder noch ergahenden Einberufungen Folge zu leisten. Sie dürfen ihre Heimatorte zu diesem Zweck nicht verlassen. Zuwiderhandlungen gegen diesen Befehl haben strenge Bestrafungen zur Folge, und auch die Angehörigen der Wehrpflichtigen werden zur Verantwortung gezogen werden, sobald sie die Bestellung nicht verhindern.

Der Gouverneur:

Kolwe, Generalleutnant.

Lüttich, 30. September 1914.

Sarmherzige Schwestern in Frankreich gefangen gehalten

Münster (Westf.), 7. Okt. Gleich am ersten Mobilisierungstage hatte, einer übernommenen Verpflichtung entsprechend, das Mutterhaus der Klemensschwwestern in Münster 20 Schwestern für die Verwundetenpflege im Felde zur Verfügung gestellt. Die Schwestern wurden zu den Schlachtfeldern Belgiens geschickt, verschwanden aber gleich in den ersten Tagen des Krieges spurlos. Alle Nachforschungen, die das Mutterhaus und die deutsche Seeresverwaltung anstellten, waren erfolglos. Nun ist, dem „Völkischer Volksbl.“ zufolge, am letzten Samstag hier die telegraphische Nachricht eingetroffen, daß die Schwestern von Frankreich aus über Spanien und Italien nach der Schweiz abgeschoben sind und sich auf der Heimreise nach Münster befinden.

Die Schwestern sind also während der ganzen Zeit in Gefangenschaft gehalten worden. Vielleicht hätten nicht einmal die Russen getan, wovon die belgisch-französischen „Kulturträger“ nicht zurückschrecken. Es bleibt zunächst ein Bericht abzuwarten über die Behandlung, die den Schwestern in der Gefangenschaft zuteil geworden ist.

Frankreich lernt beten!

Bordeaux, 8. Okt. Der Ministerrat hat die Antwort seines Vorsitzenden Viviani auf die Aufforderung zur Veranstaltung offizieller Gottesdienste aufgegeben.

Die ungeheuren Verluste an französischen Offizieren

Rotterdam, 8. Okt. Im „Echo de Paris“ sucht Maurice Barrès die ungeheuren Verluste an französischen Offizieren folgendermaßen zu erklären: Die französischen Offiziere sind feindlich erstens an dem Kartentische, welches mit einer der Sonne widerspiegelnden Fläche bedeckt ist, zweitens an ihren besonderen Mänteln und drittens an den Zeichen, welche sie ihren Soldaten geben. Dieses ermöglicht den deutschen Scharfschützen, sie abzuschießen.

Große Verluste der Russen

Wien, 9. Okt. Amtlich wird verlautbart: 8. Oktober mittags. Beim weiteren Vorbringen unserer Truppen wurde gestern der Feind an der Gasse bei Przemysl bei Barcz, westlich von Tynow, getroffen. Nach Kessow wurde wieder genommen, wo viele Gefühle erbeutet wurden. In dem Winkel zwischen Weichsel und Save nahmen wir den flüchtenden Russen viele Gefangene und Fuhrwerke ab. Erneute heftige Angriffe auf Przemysl wurden glänzend abgeschlagen. Der Feind hatte viele Tote und Verwundete.

In den siegreichen Kämpfen bei Marmaros-Sziget wettlieferten ungarischer und österreichischer Landsturm mit den polnischen Legionären an Tapferkeit.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:

v. Höfer, Generalmajor.

Wie die Russen „die Stadt Berlin“ einnahmen

Die „Österreichische Zeitung“ veröffentlicht einen Brief, den man auf dem Schlachtfeld von Hohenstein bei einem gefallenen Deutsch-Russen fand. Aus diesem „Kriegsbericht“ kann man sehen, welche naive Vorstellungen von Berlin und den tatsächlichen Verhältnissen die russischen Soldaten haben. Der Brief hat folgenden, in der Orthographie des Originals wiedergegebenen Wortlaut:

„Beschrieben den 12. August nun liebe Frau eine herzliche Begrüßung an Sie liebe Frau und Kind nun viele tausend Kise ich bin den lieben Gott zu danken noch schön Gesund welche Gesundheit ich Dir auch wünsche von Grund meines Herzens nun liebe Frau ich will ich Sie beland machen das mir bis 10. August in Teilsland die Stadt Berlin eingenommen habe eine Stadt haben mir schon ein genommen an die Straße in mir an gerät die dreie ist Berlin die erste armee geht immer voraus mit mir die zweite armee den 11. August hat die dritte armee Berlin schon eingenommen und habe drei Vorposten Soldaten verschoben mir gehen nur immer hine dran mit arien von jain nigs zu sen die erste armee fersicht alles was sie vor sich grün mir habe leicht grigen die daidische Soldaten raissen immer aus, sie gehen immer zu ruf bei uns arbaiden 25 Vorposten aber Teilsland nur 6 Vorposten mir haben drei Kaisers wo uns helfen sie wolen Teilsland ganz vernichten sie haben ringsden rom begagt ...“ — Welchen Ort mag der biedere Russe wohl für „Berlin“ angesehen haben?

Englische Gemeinheiten

Die Gemeinheit auf die Spitze treibt die „Times“, ehemals eines der angesehensten Blätter der Welt, jetzt unter seinem Besitzer Dornsworth das verlogene, infamste Blatt unter der ganzen feindlichen Presse, und das will doch viel heißen. Neuerdings verdrängt das Blatt folgende, nicht zu überbietende Gemeinheit:

„Zweifellost läßt der zierlich durchbrochene Turm der Antwerpener Kathedrale und die schöne St. Jakob-Kirche den Sonnen das Wasser im Munde zusammenlaufen. Die Stadt Antwerpen bietet ja so unergiebige Möglichkeiten für die Deutschen, die mehr zerstörende Seite ihrer sogenannten Kultur zu zeigen. Wir können uns die Vorwände denken, die sie freisweg erfinden, um Petroleum in das Plantin-Museum zu pumpen. Jedes deutsche Regiment in Belgien ist jetzt offenbar im Besitz einer Maschine, um Petroleum in die Gebäude zu spritzen; jedes Regiment enthält offenbar eine ganze bewaffnete Brandtruppe, die in diesen besonderen Wissenschaften der deutschen höheren Bildung auf der Berliner Universität angelehrt worden sind. Dazu hat jede deutsche Heertruppe offenbar eine mobile Abteilung berufsmäßiger Kinetographen-Schauspieler bei sich, die bei Gelegenheit die besten tragischen Mäßen, die auf das Militär schließen. Anders können wir uns die Geschichte nicht erklären, die den deutschen Einbrechern in Belgien eine unaussprechliche Kränzezeichnung in der Geschichte geistert haben. Glücklicherweise ist der Auswurf der „Krieger von heute“ nicht imstande, näher an Antwerpen heranzukommen, als er heute schon herangekommen ist.“

Die Kasse muß einem überlaufen über den Kopf, der solche Gemeinheiten vertritt. Das kann nur geschehen werden von einem feigen Verräter, der im Hinterhalt sitzt und sich in ohnmächtiger Wut über die Siege der Gegner nicht anders zu helfen weiß. Unterdessen haben die beschimpften deutschen Krieger gezeigt, wie sie an Antwerpen heranzukommen verstanden. — Doffentlich wird man bei geeigneter Zeit die „Times“ in der ihr gebührenden Weise ausdrücken und Hermsdörfer die Ohren zusehen. Solch eine verlogene Brut.

Kleine politische Nachrichten

Franz Brandis †

M.-Glabbach, 8. Okt. Die feierlichen Exequien für den verstorbenen Fabrikbesitzer Franz Brandis hielt heute vormittag in der von Anbängern dicht gefüllten Münchener Kirche Ehrenkommandeur Wgt. Kridel ab. Den Exequien und dem Begräbnis wohnte Herr Weichschhof Dr. Lausberg als Vertreter des auf Firmungstreifen befindlichen Herrn Kardinal von Hartmann bei. Er erteilte in der Kirche zum Schluß die Absolution abtumbam. Während des Hochamts gelebten Seelenmessen an den Nebenaltären die Prälaten Prof. Hise, Dr. Kiever und Trefler Dr. Dohn. In den versammelten Gläubigen sprach Prälat Biever herzliche warme Worte des Gedenkens. — Vom Münster aus legte sich dann der Trauerzug in Bewegung. Er war von einer Ausdehnung, wie sie M.-Glabbach vielleicht noch nicht gesehen hat. An der Wohnung des Hingeschiedenen, dem St. Josephshaus, wurde der Sarg in Empfang genommen. Die Überführung der Leiche erfolgte nach der von dem Verstorbenen erbauten St. Alonsiuskapelle, zwischen Fabrik und Arbeiterwohnungen gelegen. Hinter dem Chor unter freiem Himmel war das Grabgewölbe vorbereitet. Nach der Einsegnung und zwei Chorvorträgen widmete zuerst Justizrat Karl Trimbort als zweiter Vorsitzender des Volksvereins dem ersten Präsidenten von Herzen kommende Abschiedsworte. Für den Vorstand des „Arbeiterwohl“, Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege, sprach Oberbürgermeister Wielen von Neuf. Oberlandesgerichtspräsident Geheimrat Dr. Spahn aus Frankfurt a. M., sprach namens des Reichsausschusses der deutschen Zentrumspartei und der Reichstagsfraktion des Zentrums, zugleich in Vertretung von Geheimrat Vorch für die Zentrumstraktion des preussischen Abgeordnetenhauses. — Zum Schluß rief Prälat Dr. Werthmann aus Freiburg i. B., der Vorsitzende des Caritas-Verbandes, dem Hingegangenen, dem Manne, der seine jugendliche Feuerseele bis ins hohe Alter bewahrt hatte, herzliche Dankesworte und das Versprechen, seiner im Gebete zu gedenken, nach. Für das Zentralkomitee der Katholiken Deutschlands hatte vorher Oberlandesgerichtspräsident Dr. Marx aus Düsseldorf den Angehörigen der Familie im St. Josephshaus die herzliche Teilnahme zum Ausdruck gebracht. Trotz der Kriegszeit war eine ziemlich große Anzahl Abgeordneter, Sozialpolitiker, Arbeiterfreunde und sonstiger, im öffentlichen Leben tätiger Katholiken zum Begräbnis erschienen, u. a. der dritte Vorsitzende des Volksvereins, Landgerichtsdirektor Gröber aus Heilbronn.

Die Führer des sozialdemokratischen Arbeiterbundes aus Paris ausgewiesen

Genf, 7. Okt. Nach hier vorliegenden Pariser Telegrammen hat General Gallieni sämtliche Führer des sozialdemokratischen Arbeiterbundes, darunter mehrere Deputierte, wegen regierungsfeindlicher Agitation in der Verdrückung aus Paris ausgewiesen.

Verchiebung der Kommunalwahlen?

Berlin, 9. Okt. Wie man hört, ist im Schoße der Staatsregierung erwogen worden, ob es mit Rücksicht auf den Kriegszustand geboten sei, durch ein Gesetz die für den November dieses Jahres bevorstehenden Ergänzungswahlen zu den Stadtverordnetenversammlungen um ein Jahr zu verschieben.

Aus aller Welt

Gießen, 8. Okt. Die Höchstpreise für Kartoffeln sind hier auf 3 Pf. pro Pfund im Einzelverkauf festgesetzt.

Bad Nauheim. Der Rentner Karl Rangenbach von Hieshard als 67jähriger Kriegsfreiwilliger in den Kämpfen um Longwy den Heldentod.

m. Aulda, 9. Okt. Zwei Ritter des eisernen Kreuzes vom Franziskanerkloster Frauenberg. Die Ehre und Auszeichnung des Eisernen Kreuzes wurde auf dem Kriegsschauplatz im Osten dieser Tage zuteil dem Dozenten Vater Theophilus Wigel, Militärseelsorger und Rektor der Theologie im Franziskanerkloster in Aulda, zu dem auch die Filialkloster Marienthal und Bornhofen gehören. Er folgte als Feldgeistlicher seinem 47. Artillerieregiment. Einer seiner höheren militärischen Vorgesetzten schreibt: „V. Wigel sorgt ganz rührend für die Verwundeten und fand sich erst nach 2 Tagen wieder bei dem Regiment ein. Er wurde mit großer Freude begrüßt, da wir schon fürchteten, er käme nicht mehr.“ Diefelbe Auszeichnung erhielt auf dem westlichen Kriegsschauplatz sein derzeitiger Schüler, der Studierende der Theologie Hr. Floribert Khamann. Die Eigenart seiner militärischen Verhältnisse führten diesen zum aktiven Dienst im Heere. Er meldete sich freiwillig an die Front und machte als Flügelmann seiner 12. Kompagnie des 88. Reserveinfanterieregiments an 12 Gefechte mit, wobei er sich durch seinen vorbildlichen Mut das Vertrauen aller seiner Kameraden erwarb. Seine Vorgesetzten haben ihn bereits zum Unteroffizier befördert.

Köln, 8. Okt. Heute überflog ein fremder Flieger Köln und näherte sich der Ballonhalle. Durch Maschinengewehrfeuer wurde der Flieger verschüttet; er warf in der Nähe der Ehrenfelder Gasanstalt eine Bombe ab, doch wurde damit kein Schaden angerichtet.

Düsseldorf, 6. Okt. Fast täglich werden von den Polizeibehörden Kerle dingest gemacht, welche Soldatenuniform anlegen, sich als „Verwundete“ ausgeben und ihre Mitmenschen brandschlagen. Heute verhaftete hier die Polizei den Arbeiter Bernhard Zimmermann, welcher hier und anderswo diesen Schwindel erfolgreich ausübte und bei dieser Gelegenheit einem Gastwirte in Ohligs für mehrere hundert Mark Kleider stahl.

Münster, 8. Okt. Der Oberpräsident, Prinz von Ratibor und Corvey, hat seine ihm seinerzeit verliehenen belgischen und russischen Orden verkauft. Der Erlös soll je zur Hälfte den durch den Krieg Geschädigten in Ostpreußen und der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen zugute kommen. Es handelt sich um das Kommandokreuz des belgischen Leopoldordens und den russischen St. Stanislausorden 2. Klasse mit Sternen.

* Aus der Vorderpfalz, 8. Okt. Große Enttäuschungen erleben die Winzer von der oberen Gahr. Während das Wetter im Monat Juli und August für die Weinreben außerordentlich günstig war, vernichtete die nasse Witterung des Septembers beinahe alle Hoffnungen. Die Trauben sind nicht ausgereift und das Quantum durch ausgedehnte Fäulnis geradz auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Dazu kommen noch schäbige Preisangebote, so daß für die Weinbau treibende Bevölkerung der Vorderpfalz in Verbindung mit der Kriegszeit die denkbar schlechtesten Aussichten bestehen.

Köfel. Ein Ehrenorden für Sarmherzige Schwestern. In das kriegerische Treiben der verflochtenen Wochen ragt wie eine Oase des Friedens hinein das stille, liebevolle Wirken der heiligen Schwestern von der hl. Katharina. Unbekümmert um den Lärm, den Kanonendonner und Geschwefelatter verursacht, wählten sie ihres Amtes im Krankenhaus, im Kloster und Klosterhof. Sie pflegten ihre Kranken, vor allem die ihnen zugebrachten Verwundeten, legten ihnen selbst, da kein Arzt da war, Verwundeten, schienten die gebrochenen Glieder und machten so Arzt und Pflegerpersonal zusammen. Sie speisten die Dürstigen, labten die Ermatteten, gewährten Zuflucht in ihrem Hause den ängstlichen und bangen Seelen, soweit es ihnen der Raum erlaubte. Interessant und rührend zugleich war das Bild des Klosterhofes in den Tagen, in denen größere Ansammlungen von Soldaten stattfanden: Tische und Bänke standen da bereit für Speise und Trank, und bis tief in die Nacht wurden die wackeren Vaterlandsverteidiger bedient. Sie konnten sich kaum genug tun, die eben Schwerverwundeten; mochten der Krieger auch noch so viele Leiden suchten sie alle zu befriedigen. Mit Vorliebe schickte man die zu Zweifeln dorthin, und selbst, als einmal fast der gemeldete 250 Mann deren etwa 1000 kamen, ermüdete die Caritas doch nicht. Diese selbstlose Tätigkeit ist denn auch allgemein anerkannt worden: von der Stadtverwaltung, die dorthin Fleisch und andere Lebensmittel sandte, von der gesamten Bevölkerung und nicht am wenigsten von den Verpflegten selbst, von denen

Wir hören konnten: es ist gut, daß wir nach diesen Tagen von hier wegkommen; wir werden sonst ganz verrottet. Und obwohl hier hunderte und hunderte gingen und kamen — Deutsche und Russen — nichts ist dort vorgefallen, was irgend jemand auch nur im geringsten hätte kränken oder erschrecken können. Ihre den braven Schwestern! Es schien, so sagte man, als ob hier der ganz besondere Schutz Gottes gewaltet habe.

Zabern (Elsass), 8. Okt. (Die Zaberner und ihr Regiment.) Vor Jahresfrist gab es zwischen der Bürgerschaft von Zabern und dem Infanterie-Regiment 99 unfreundliche Auseinandersetzungen, die ihren Widerhall nicht bloß im ganzen Reich, sondern weit darüber hinaus im Ausland fanden. Nun hat sich mit dem Kriege alles geändert. Gerade die Zaberner beweisen ihre Treue durch die Tat, und auch in den militärischen Kreisen steht man die Dinge mit anderen Augen an. Das beweist der Brief eines Offiziers des 99. Regiments, in dem nach den „Hamb. Nachr.“ gesagt wird: „Morgen werde ich mit den hier ausgebildeten Kriegsfreiwilligen — Studenten, Schülern usw. — wieder nach dem westlichen Kriegsschauplatz fahren. Wir werden auch, um nicht mit leeren Händen anzukommen, einen Teil der Liebesgaben der Stadt Zabern, die in ungeheuren Mengen eingegangen sind, für das Feldregiment 99 mitnehmen. Ich habe hier viel mit den aus der Zaberner Angelegenheit bekannten Landgerichtsdirektoren und Räten verkehrt, auch mit dem Bürgermeister — nicht mehr der alte —, dem neuen Kreisdirektor und vielen sonstigen besseren Bürgern der Stadt, und ich habe den Eindruck gewonnen, daß das Verhältnis der Stadt Zabern zu dem Regiment jetzt ein vortrefflich gutes ist. Die Stadt würde Wert darauf legen, daß dies auch allgemein bekannt wird.“

Bermischtes

Hinter der französischen Front

Padende Bilder von einer Fahrt durch die einst so blühenden Täler der Maas und der Meuse, die das Toben der Miesenklacht in Wäldern verwandelt, entwirft der Kriegsberichterstatter der „Times“.

Diese bewaldeten Hügel, diese Flüsse und weiten Ebenen von Gras und Stoppelfeldern, fast ohne Hede und sogar ohne Gräben, sind jetzt ein einziges ungeheures Schlachtfeld, und die Reitere auf den Höhen marschieren und die Chaussees zu den Städten und Dörfern führen, die die Hauptpunkte des Kampfes bilden, so ist es hauptsächlich das Feld zu beiden Seiten der Straßen, auf dem das Meer der Schlacht hin und her flutet, die gräulichen, jammervollen Trümmer hinter sich zurücklassend. Alles, was man nur sehen will, kann man so erblicken, ohne die Straße zu verlassen. Über viele, viele Kilometer hin die Hauptchaussees zwischen Reims und der Grenze entlang nach Osten und Norden hat die Schlacht vorwärts und rückwärts gewälzt. Überall sind Gräben mit Deckung und ohne Deckung, deutsche und französische. Überall sind die Felder aufgewühlt von tiefen runden Löchern, wo die Granaten sich eingegraben haben in das Gras und große Klumpen brauner Erde nach allen Richtungen herumschleudern ließen. Man muß auf einem Baum von der Größe eines Tennisplatzes 5 oder 6 dieser Löcher der Zerstörung, eins neben dem anderen. Zwischen den Granaten auf der Chaussee gefallen, und für den Wagen ist kaum Raum. Alle Gräben und Löcher sind voll Wasser. So zahlreich sind die Kämpfe gewesen, so oft haben die Stellungen der beiden Gegner gewechselt, daß es ganz unmöglich ist, mit einiger Genauigkeit anzugeben, von welchen Truppen sie besetzt waren, wer angriff und wer verteidigte, von wem die Granaten gefeuert wurden.

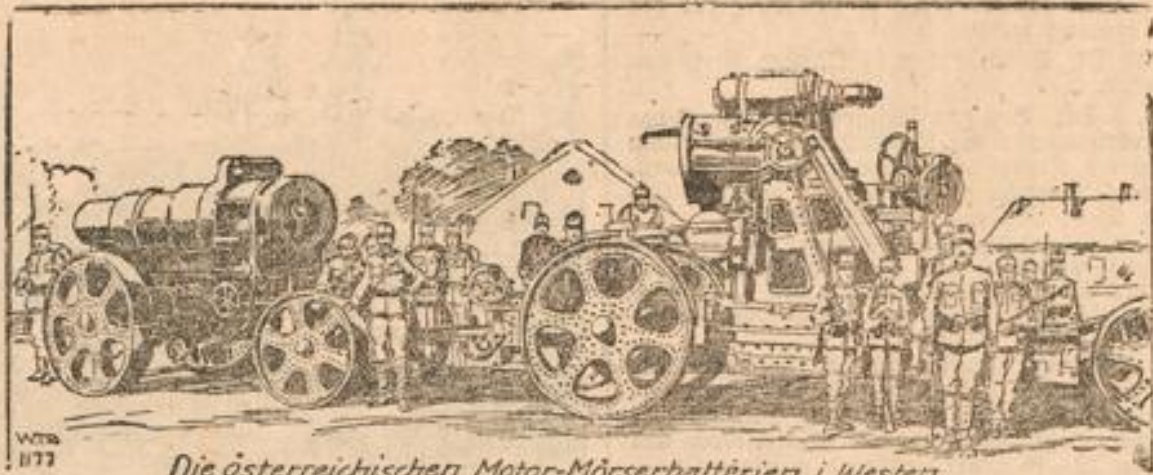
Nur die allgemeine Lage und Richtung ist klar, nur die allgemeine Vernichtung bleibt. Hier ist eine Reihe schöner alter Bäume unheimlich gefällt, um die Feuerlinie zu öffnen. Dort ist in einer Reihe etwa jeder zehnte Baum durch die Granaten reinlich entzweigelt und gestürzt. Zerbrochene Telegraphenmasten, niederhängende Drähte, verbrannte und vernichtete Hopfengärten, in die das Feuer fiel, geschwärzte Kornfelder, die hier verfaulen, verbogene und zerschmetterte Wälder und Bauernhöfe, verwehende Wälderleichen in schrecklichen verrenkten Stellungen, Hüben, Räder, Säcke, Soden und Strümpfe, alle Arten von Sachen, die Menschen getragen haben, alle Art von Trümmern und Schutt, die ehemals Reim und Schönheit befaßen — das zusammen gibt das Bild einer furchtbaren Tragödie der Vernichtung, unbeschreiblicher Wut und entsetzlichen Leidens.

Und dann die Toten, diese bejammernswürdigen kleinen Haufen von Kleidern, von roten und blauen oder grauen, die einst Menschen waren, die dieses Chaos schaffen halfen und als seine Opfer fielen! Fast alle von ihnen sind beargewunden worden und ruhen nun im Schutze dieser braunen alten Erde. Aber hier und da liegt noch einer, niedergebückt auf sein Gesicht, so wie er fiel, da ihn die Kugel traf, oder sorgsam auf den Rücken gelegt, aus leeren, verglassenen Augen zum Himmel aufstarrend. Manche Gesichter sind friedvoll und ruhig, andere verzerrt von schrecklichen Leiden. Ihre rauhgeschwärtzten Gesichter sind gerunzelt und verzerrt, ihre Arme und Hände ausgebreitet und in schwerem Todeskampf ins Weite gestreckt. Das ist das Zeichen des Kampfes und der endlosen Schlachten, das man hier überall sieht: die grauliche Verwüstung der Felder, die Vernichtung des Lebens und der Schrecken der Leiden. Für die Toten ist alle Qual vorbei; Zeit und Natur werden die wehen Berge heilen, die sie zurückließen, und die fliehenden Wunden der Felder schließen, auf denen sie ihr Leben dahingaben.

Die Kamarilla

Seitroman von Leo von Torn.

16. Fortsetzung. Nachdruck verboten.
„Nein, ich will nur sagen, daß ich mich um meine Arbeit kümmerge und sonst um nichts.“
„Ihre Arbeit — hm — — — ist diese Arbeit eine schmutzige?“
„Nein.“
„Treten Sie einmal näher, Warlamel Jilin. Noch näher. Hier dicht heran. Ihre Hand — — — sehen Sie — diese dunklen Flecke und die schwarzen Krüppel der Fingernägel lassen auf eine wenig laubere Beschäftigung schließen.“
Der Arbeiter zuckte gleichmäßig die breiten Schultern.
„Das ist Wagenkammer. Ich habe öfter Tabakballen von der Bahn zu laden.“
Auf einen Wink des Präsidenten trat er zurück.
„Der Mann wird in Haft genommen“, decretierte Melgew.
„Und es ist darauf zu achten, daß er sich nicht wagt. Lassen Sie ihn abführen.“ Was haben wir nun?
„Die Arbeiter sind sämtlich vernommen. Bis zu meiner Abreise sind noch zwei Inhaftierte vorgegeben: der Fabrikant Melidow und der Professor oder Korrespondent, wie er sich nennt, Sachar Abramowitsch. Vielleicht belieben Exzellenz jedoch, zunächst den Kriminalinspektor Tron zu empfangen, der sich vorhin hatte melden lassen.“
„Wann recht. Lassen Sie mich mit ihm allein.“
Inspektor Tron, der Chef der Geheimen Polizei, — ein roßiges Geräch mit ansehnlichem Schmeißerbauch — wippte die Lippen wie ein Gourmand, der einen alten Tropfen schmeckt.
„Etwas Neues vom Prizonowski-Prozess?“ fragte Melgew und mußte trotz seiner lähmenden Abspannung über den Tiden lächeln.
„Ach. Nicht viel Exzellenz. Aber immerhin etwas. Tron kommt nie mit leeren Händen, Exzellenz. Eine alte Geschichte. Worin die Hauptsache —: der Attentäter ist aus seiner Verbannung erwacht.“
Der Präsident ließ die Hand, in die er den Kopf gestützt, sinken, und richtete den Oberkörper auf.
„Wie ich Ihnen sage, Exzellenz“, bestärkte der Inspektor Kraftvoll, „seit Nachmittag zwei Uhr.“
„Aber da hätte man mir doch längst Mitteilung machen müssen! Jetzt ist ein Viertel nach drei! Man läßt mich hier allein! Wartet nicht auf mich — und die Dame!“



Die österreichischen Motor-Mörserbatterien in Western.

Aber die Städte und Dörfer! Wieviel Jahre und wieviel Geld werden nötig sein, um aus ihnen wieder menschliche Wohnungen zu machen. Am furchtbarsten hat Gersbiller gelitten. Aber wieviel andere sind noch vernichtet. Da ist Lanenvelotte, um das die Schlacht drei Tage lang wütete, da ist Champeroux, in das die französischen Batterien 14 Tage lang Granaten regnen ließen, an 2500 Stünd den Tag, und Erbeville, wo vom 21. August bis zum 5. September gekämpft wurde. Reméville ist fast dem Erdboden gleich gemacht, und als ein drohendes, warnendes Zeichen ist auf die Wandtafel in der Schule mit Kreide geschrieben: „Reméville ist nicht mehr, weil man hier auf die deutschen Truppen geschossen hat. So wird es im gleichen Falle allen anderen Orten gehen. Ein Deutscher.“
Unendlich lang ist die Reihe der Städte, Dörfer und Flecken, von denen fast nichts mehr übrig geblieben ist.

Der Krieg in der Nacht hat sich, so schreiben die „Münd. N. N.“, Technik und Wissenschaft in hohem Maße nutzbar gemacht, und es ist fassend, wie diese modernsten Waffen fast nie versagen. Es geht zu einem Nachschub vorwärts, unendliche Wagenkolonnen, schwere Fußartillerie und lange Infanterieschützen mit starken Brüllwagen, Lastautos, Zettlerwagen und Heeresautos ab — da huscht eine blendend weiße Lichtsäule aus weiter Ferne heran, kommt näher und näher, beobachtet sekundenslang jede Bewegung in diesem trüblichen Ameisenhaufen und bleibt plötzlich haarr auf einem Automobil hängen. Noch einmal huscht es vorüber, kehrt dann schnell wieder zurück und folgt nun unablässig dem verdächtigen Wagen inmitten der tausend anderen Fahrzeuge. Nach einer Fahrt von 3 bis 4 Kilometern hält der Wagen auf einer bewaldeten Anhöhe, immer noch verfolgt von dem Scheinwerfer. Da rattert auch schon ein Motorrad heran, eine Radfahrerpatrouille von 20 Mann kommt hinterhergefolgt, und ein Unteroffizier fragt nach den Legitimationen. Er ist unbefriedigt über die Antwort, und das Auto muß ihm folgen. So geht es dem blendenden Lichtkegel immer näher, der seinen Augenblick seinen durchbohrenden Blick von der kleinen Kolonne abwendet. Jetzt ist man dicht bei ihm, da knistert ein Mann an dem Scheinwerferapparat, und aus der flammenden Lichtsäule ist eine unscheinbare Aechtenlampe geworden, die harmlos vorn an einem Auto angebracht ist. So findet der Scheinwerfer selbst aus dem größten Wirtswort jedes verdächtige Gefährt heraus.

Aus Feldpostbriefen

Das Telefon der Artilleristen. Der „Reichenhaller Grenzboten“ bringt Soldatenbriefe mit recht anschaulichen Schilderungen des Krieges: in einem von ihnen, der aus Trainbois bei Lunville datiert ist, wird von einem Kanonier eine Gefechtsituation der Artillerie beschrieben: „... Es war am 30. August und ich werde diesen Tag mein Lebenlang nicht vergessen. Ein schwarzes Hagelwetter ist immer noch ein Kinderspiel gegen ein richtiges Artilleriefeuer. Wir bei der Fußartillerie graben uns natürlich, solange es uns die Zeit vor dem Kampfe erlaubt, ein. Es werden Löcher von 3 bis 4 Quadratmeter und 2 bis 2½ Meter Tiefe ausgehoben, oben mit Ballen und gefüllten Säcken abgedeckt und darauf Bretter, Hausstreu, Fensterläden, Eisenblech und was sonst noch alles aufzutreiben ist, gelegt. Nun kommt eine Erbschicht von 50 bis 60 Zentimeter, verkleidet mit Grasschollen, Strohhaufen und grünen Ästen und darauf erst der Neubau. In demselben führt eine Treppe umher. Untergebracht werden darin Befehlsgesandte und das Telefon. Nun kann es losgehen! Einige Schrapnells machen nicht viel. Der Hagel wird immer dichter, da, einen Moment, und die Leitung geht nicht mehr. Ein Draht ist ab! Durch die Erbschicht ein paar Worte der Verständigung — und auch ein zweiter Draht verfaßt. Nun muß die Leitungspatrouille abgehen, aber wer wagt sein Leben? Nun, zum Schluss ist es egal. Fallen kann man hier und dort, wenn es einem beschicken ist. Ich gehe mit noch einem hinaus — Krach auf Krach — die ganze Leitung ist in Trümmer. Auf eine Länge von 3 bis 4 Meter

ist kein Stück mehr verbunden. Der Luftdruck von den freischießenden Geschossen ist so groß, daß es einen hin- und herwirft. Das Fischen dauert zu lange. Schon kommen zwei Mann, eine neue Leitung zu legen. Noch nicht abgerollt, ist sie neuerdings in Trümmer geschossen. Nun kommt der Befehl: Auf-Verbindung! Alle 25 bis 30 Meter steht ein Mann, um dem anderen die laufenden Befehle zuzurufen, doch viele finden hin, kumm für immer. Anzwischen reden unsere schweren Haubizen, nach 4 bis 5 Schüssen ist das feindliche Feuer geringer, und wenn es sich nicht nach einer anderen Seite wendet, ist es bald ganz kumm gemacht. Ist es nicht ein Wunder, wenn man einem solchen Kampf, wie eben beschrieben, mit heiler Haut entgeht? Ja, sage auch, in solchen Momenten denkt man auch an einen Schußengel. An meinem Karabiner wurde ein fingergroßer Rehen Holz herausgerissen, 3 bis 5 Zentimeter und ich hätte ein gleich großes Stück in meinem Rücken vermisst, denn wir tragen den Karabiner am Rücken.“

Volkswirtschaftliches

Schlachtverbot für trachtige Säuen

Zeit einiger Zeit hat der Ausbruch von nicht maßregeln Schweinen und von trachtigen Säuen zu Schlachtweiden überhand genommen, jedoch trotz des jetzigen Überflusses an Schweinen die künftige Versorgung mit Schweinefleisch nicht gefährdet erscheint und namentlich eine Gefährdung des Nachwuchses befürchtet werden muß. Der Landwirtschaftsminister hat deshalb aufgrund der den Landesregierungen durch die Bundesratsverordnung vom 11. September 1914 erteilten Ermächtigung eine Anordnung erlassen, durch die das Schlachten trachtiger Säuen für die Zeit bis zum 19. Dezember 1914 verboten wird. Das Verbot findet keine Anwendung auf Nachschlachten und auf aus dem Ausland eingeführtes Schlachtvieh. Wie wir erfahren, wird eine Ausdehnung des Verbotes auf Schweine unter einem bestimmten Mindestgewicht, — die für Bayern bereits in Kraft gesetzt ist, — auch für Preußen ernstlich ins Auge gefaßt werden, falls das Abschachten nicht maßreicher Schweine weiter zunehmen sollte.

Aus der Provinz

i. Aus dem Rheingau, 10. Okt. Der Bezirksverein kathol. deutscher Lehrerinnen „Rheingau-Wiesbaden“ spendete zur Unterstützung der Kriegsnot 500 Mark.
* Vom Rhein, 9. Okt. Der älteste Kriegsteilnehmer dürfte zweifellos Stabsarzt Dr. Hertwig sein, der früher in Braubach anständig war. Dr. Hertwig feierte in voller Rüstung seinen 80. Geburtstag. Er macht jetzt den vierten Feldzug mit und steht an der russischen Grenze.
i. Eibingen, 9. Okt. Die Wahl des Herrn Georg Schäfer zum Beigeordneten hat die Befähigung der vorgesetzten Behörde gefunden.
Hochheim, 9. Okt. Der Werder, Hindrich- und Krausmarkt wird am 9. und 10. November auf dem Platz zwischen der Wälder Straße und dem Bismarckweg nach Höchst im abgehalten. Wegen des zurzeit herrschenden Kriegszustandes und der damit verbundenen ersten Zeit werden Ausstellungen irgend welcher Art nicht zugelassen.
Sindlingen, 8. Okt. Nachdem das Gerüst in der kathol. Kirche niedergelegt ist, kommt die Malerei zur vollen Geltung. Man kann dieselbe als sehr wirkend und schön bezeichnen. Bis auf Kleinigkeiten ist sie vollendet. — Die Kartoffelernte ist sehr zufriedenstellend, pro Morgen erhält man circa 50 Malter. Der Preis stellt sich auf 5 Mark.
h. Frankfurt a. M., 8. Okt. Auf Kosten begüterter Frankfurter wurden hier zwei Speisehallen zu je 50 und eine Halle zu 200 Personen eingerichtet, in denen täglich unentgeltliche Speisungen bedürftiger Personen stattfinden.
* Aus dem Landkreis Wiesbaden, 9. Okt. Der Kreisdeputierte Hofjägermeister Kammerherr v. Brandis zu Wiesbaden a. Rh. ist von der königlichen Regierung zum Stellver-

„Verzeihung, ich warte auch schon mindestens eine halbe Stunde, um Ihnen die Postkarte zu überbringen. Es ist jedoch nichts veräußert, Exzellenz. Vor nichts. Die Karte erklären, daß zunächst die Verbände erneuert werden müssen. Es wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß der Anwalt darauf wiederum in Verhaftung verfaßt ist — für ein paar Stunden wenigstens. Dann aber dürfte er vernehmungsfähig sein.“
„Also noch heute. Und wann ungefähr?“
„Das hängt wohl von den Fieberzeiten ab. Im günstigsten Falle schon gegen sechs. Eventuell aber auch erst nach neun.“
Die Nachricht hob die gesunkenen Lebensgeister des Präsidenten. Nachdem er einen kräftigen Schluck Sherry genommen, stand er auf und tippte dem beglückten Inspektor freundlich auf die Schulter. Eine Liebeslos, die er nur in bester Stimmung jemand gutheißen werden ließ.
„Ich werde mich um sechs Uhr einfinden. Nun sagen Sie kurz, was Sie noch auf dem Herzen haben. Meine Zeit ist knapp. Es tritt ja fürs erste auch alles zurück gegenüber den Feststellungen, die durch den Attentäter selbst zu machen sind. Daben Sie einen anderen Zugang zu dem Hause entdeckt?“
„Das nicht — dafür aber mit unbedingter Sicherheit festgestellt, daß ein solcher vorhanden sein muß. Gestern vormittag um halb zwölf betrat der bekannte Schriftsteller Jakob Borin den Melidow'schen Platz, wo die Buchhalterin für den verdachten Chef die Verkaufsstelle verließ. Das Haus ist observiert worden, daß nicht eine Ratte es unbemerkt hätte verlassen können — geschweige denn der berühmte Jakob Borin. Man hat ihn nicht herauskommen sehen.“
„So wird er sich dort noch aufhalten.“
„Keineswegs, Exzellenz. Nachmittags vier Uhr sah er an seinem Stammtisch im Café Roks beim Tard.“
Melgew hielt ein Streichholz, mit dem er eben eine Zigarette anzünden wollte, unbewußt, bis er sich die Finger verbrannte. Auch dann achtete er kaum darauf. Mechanisch trat er die Fanken auf dem Teppich aus und grübelte vor sich hin.
Der Inspektor ließ schmunzelnd die interessante Neugierkeit eine Weile nachwirken, dann fuhr er bedächtig fort:
„Das fiel mir natürlich sehr auf. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit und beschaute mir das Haus von allen Seiten. Unter anderem trat ich auch auf den Friedhof — um aus größerer Entfernung den Giebelbau und seine Verbindung mit den Nachbarhäusern besser übersehen zu können. Das bot aber nicht den geringsten Anhalt. Die Brandmauern der beiden Nachbarhäuser ragen weit über das Dach hinaus — und daß eine andere Verbindung ausgeschlossen ist, davon habe ich mich gelegentlich über-

zeugt. Dann trat eine alte Frau an mich heran — — — ich erfuhr nachher, daß es die halbwilde Schwester des Totengräbers ist, die sich mit der Grabpflege ein paar Kopfen verdient. Sie hielt mich für einen inspizierenden Beamten der Duma und führte mich unter weinerlichem Lamento an einen tiefen Brunnen. Er ist beinahe leer, Bäterchen, jammerte sie; die Kette reicht kaum noch bis auf das Wasser. Wieber beinahe leer. Und das ist diesmal schon seit gestern. Sonst ist er manchmal nur eine Stunde leer. Oder zwei. Das macht der Tisawoll mir zum Trotz, der hier umgeht, wenn ein Unbegriffener begraben wird. Ich muß dann über den ganzen großen Friedhof nach dem anderen Brunnen. Verlassen Sie sich darauf, Bäterchen, das macht nur der böse Tisawoll — weil ich ihn manchmal belausche, wenn er in den Gewölben herumspioniert und die armen Seelen jagt. Sehen Sie — neulich war das wieder so — da hat er die Orlovs gewartet. Es war ein Geheul, als wenn die Hölle ausgelegt würde. Wie ich mich denn doch herausraute, lag in der Nähe ein Toter auf einem Grabe. — Ich will Exzellenz mit der weiteren Wiedergabe des Geschehenen nicht belästigen. Ich habe festgestellt, daß an dem bezeichneten Tage tatsächlich eine Leiche auf dem Friedhof gefunden worden ist —: die eines Lew Kopech, der wegen staatsfeindlicher Umtriebe bereits drei Jahre in Sibirien gewesen ist. Ein Freund des seit längerer Zeit verschollenen Nikolai Timafef — — —“
„So. Ich entfinne mich der Namen. Was hat die Auffindung der Leiche mit der mysteriösen Wassergrube zu tun?“
„Direkt nichts. Sie ist nur eine auffällige Unklarheit mehr. Die Stätte muß schon viele Stunden vorher eingetreten sein — dabei kann die Leiche bis zur Auffindung knapp anderthalb Stunden dort gelegen haben. In ihren Händen wurden ein Vorderblatt und ein Plausch langer roter Wollfäden gefunden, von einem Tuche, einem Teppich oder dergleichen. Das alles ist an sich nicht aufregend, wird aber — in Verbindung mit Geräuschen, die aus dem Orlovschen Hause wiederholt vernommen worden sind — auffällig durch eine andere Beobachtung, die ich in der verfloffenen Nacht gemacht habe. Ich näherte mich dem Friedhof von der anderen Seite her. Am Kamer-Kolleschij-Bell, wo weit und breit kein Haus und keine lebende Seele zu sehen ist, stand ein Dandlaren. Vier. Ich schlenkerte über den Friedhof und stellte fest, daß der Wasserpiegel des Brunnens sich wesentlich gehoben hatte. Ein leises Rauschen wie von einem kleinen, aber energischen Busch kam aus der Tiefe. Auf dem Rückwege lautete ich eine Weile an der Orlov-Grube, hörte aber nicht das Geringste. Am Wall stand immer noch der Karren — — — mit zwei Ballen beladen — aufsteigend Tobal. Ich

treter des Königl. Landrats Kammerherren v. Heimburg für den Landkreis Wiesbaden ernannt worden.

I. Reikheim, 10. Okt. Sonntag, den 11. Oktober, Versammlung des Dritten Ordens.

Oberfelders, 8. Okt. Von dem hiesigen Mineralbrunnen wurden seit dem 1. Mobilmachungstag 15000 Krüge und Flaschen Mineralwasser dem Roten Kreuz, dem Vaterländischen Frauenverein und einer Anzahl Lazarette als Liebesgabe gestiftet. Davon entfallen auf die Stadt Limburg über 2000 Gefäße.

Limburg a. d. L. (Ein Ballottiner als Ritter des Eisernen Kreuzes.) Dem Ballottiner-Bruder aus dem Missionshaus in Limburg, Schütz, bei der Maschinengewehr-Komp. des 1. holländischen Infanterie-Regiments Nr. 87 (Mainz), wurde das Eiserne Kreuz als erstes der Kompagnie verliehen.

Limburg, 9. Okt. Der heutige zweite Obstmarkt war ebenso wie der erste mit Äpfeln und Birnen stark besetzt und bot eine stattliche Auswahl in guten Sorten. Die Kaufkraft war im allgemeinen nicht besonders lebhaft; bessere Winterformen und seine Tafeläpfel kosteten 12–15 Mark, während mittlere Qualitäten und gute Bruchäpfel zu 6–8 Mark verkauft wurden. Kochbirnen wurden zu 4–6 Mark, bessere Sorten zu 8–10 Mark abgesetzt.

f. Aus Nassau, 9. Okt. Ueber die Ergebnisse der diesjährigen Ernte und den Stand der Feldfrüchte im Reg.-Bezirk Wiesbaden wird von amtlicher Seite mitgeteilt: Das Wintergetreide — Roggen und Weizen — befriedigt im Ertrags nicht. Roggenfrüchte und Roggen lieferten eine Mittelernte. Die Ernte des Sommergetreides fiel gut bis sehr gut aus. Das Wintergersteernte ist im Westerwald gut bis sehr gut, in den Niederungen dagegen nur mittel. Der zweite Wiesenschnitt lieferte nach Menge und Güte vorzügliches Futter, ebenso der zweite und dritte Kleechnitt. Stoppelfeld zeigt vorzüglichen Nachwuchs. Der Ertrag der Kartoffel war mittel bis gut. Im Kreis Westerburg wurden beispielsweise auf dem Morgen 174 Zentner erzielt. Die Obsternte fiel, abgesehen von den Birnen, gut bis sehr gut, in den Höhenlagen mittel bis gering aus. Die Weinerteile als ein Fehlherbst anzusehen. Alle Gemüsearten mit Ausnahme von Blumenkohl sind gut geraten.

Winter, 9. Okt. Am kommenden Sonntag feiern die Eheleute Philipp Dels und Frau das Fest der Goldenen Hochzeit.

Kriegslyrik 1914

Von Heinrich Heineken, Pottenberg.

„Wenn man will, ist in einem gewissen Sinne die Lyrik jeder Literatur aus Kriegszeit entstanden. Sie entfaltet sich im Frieden, aber die Reime dazu werden in der ungeheuren stillosen Anspannung gelegt, die ein großer Krieg mit sich bringt, werden von der Erhebung und dem Stöße, die heftigsten Taten folgen, aus Licht gerissen“, las ich neulich von dem bekannten Kritiker und Dichter Karl Ruge.

Die ungeheure Anspannung, die je Völker zusammengerissen hat, ist in diesen Tagen wohl über uns hingegangen. Und nie ist wohl der heilige Wille einer Nation so spontan in seiner Dichtung zum Ausdruck gebracht worden. Wie ein Sturm ist es über Deutschlands Dergen und Wälder, die rauschende Erkenntnis dessen, was deutsch heißt. Anfechtungen, Begierde und Reimungen sind gereinigt worden, es war wie eine Revolution des Bewusstseins, des Geistes und Guten. Eine neue Literaturperiode hat angefangen, und wie immer dann, hat sie im gebundenen Lied ihren ersten Ausdruck gefunden.

1870 war es ähnlich so, wenn es auch nicht lange anhielt. Aber auch damals blühten die Kriegslieder auf wie die Weissen. Damals schrieb Julius Sturm gleichsam eine „Entschuldigung“:

Ganz Deutschland zählt kaum soviel Bajonette
In diesem Krieg als Kampf- und Siegeslieder,
Und jeder neue Tag bringt neue wieder,
Und immer länger wird die Reihe.
So klagt ihr: doch ich bitt' euch, nicht zu schelten
Der Vieder Menge, die ja nur bedeuten,
Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlägt. —
Dacht freudig jedes Lied als Stimme gelten
Im Kranze, der zu Ehren wird gewunden
Für unser deutsches Volk's größte Tage.

Rebe Zeitung, jedes noch so kleine Blatt, hat auch in diesen Tagen wieder Vieder gebracht. Deutsche Vieder von Soldatenmüt, Trompetenfang, Opfermut und Treue. Und schon beginnen die Sammlungen allenthalben zu strömen wie die Waldvögel nach dem Regen. Aber was die Zeit für wert hält, wird von allen Burgen schlagen und wird bleiben, wie etwa Villenron's „Kriegsnovellen“ geblieben ist. Das andere wird auch nicht untergehen, es soll gefahrt werden in den strahlenden schwarz-weißen Rahmen, in dem die Stunden alle jetzt, die wir erleben dürfen, gefahrt sein sollen. Aber es ist dann auch nur der Rahmen!

Eine sehr schöne Auswahl traf der Kien-Verlag, Leipzig im „Kriegsliederbuch 1914“ (1 Mark ungeb., 2 Mark geb.). Ein feiner, erster Zug geht durch das Buch. Kein Vers stört, nichts Überflüssiges, wie es neuerdings in Berlin schon wieder auftaucht. Wo man bereits Franzosen auf Döden „reimt“. Wenn auch die Sammlung im literarischen Wert schwach auf einzelnen Stellen, das Frische und Glatte macht doch alles wieder gut. In diesen Tagen, wo ein Wundergemälde eines B. P. Rubens ein Witterling ist gegen die Knochen eines pommerischen Grenadiers!

Die „Soldaten-Lieder“, neu gedruckt im Kriegsjahr 1914 im Orosid-Verlag, Berlin (1 Mark geb.) wirken dagegen wunderbar. Oder besser gesagt, all unsere alten fernigen Soldatenlieder kommen hier daher, als hätten sie Stöße auf an und Uniformen aus Seide. Das Bündchen ist famos gedruckt.

versteckte mich in der Nähe und wartete bis zum Morgen. Niemand ließ sich sehen. Endlich ließ ich den Karren durch zwei Polizisten auf das nächste Amt schaffen. Die Ballen enthielten wirklich Tabak — aber nur zu einem Teile. Der Rest bestand aus je 5000 frischgedruckten Exemplaren des „Wiss über den Tod des Großfürsten“.

„Teufel! Das wäre —!“ fuhr der Polizeichef elektrisiert auf. „Telegraphieren Sie sofort an den Herzog von Nassau, um die Genehmigung, das Manifestum durchzuführen zu dürfen.“ „Das ist bereits geschehen — Seine Hoheit haben die Genehmigung verweigert.“

Langsam, ganz langsam ließ Andrej Andrejewitsch Nelson sich auf einen Sessel nieder — als wenn die ihn einführenden Gedanken ihn im Gebrauch der Glieder behinderten. Dann lachte er selbst vor sich hin.

„Ich werde die Genehmigung erwirken. Bis dahin wird nichts von alledem zu Protokoll genommen. Lassen Sie jetzt Relidow und den Professor vorführen — beide!“

XVI.

Die irdischen Reste des Großfürsten Kasimir Alexandrowitsch waren im Tschudow-Kloster aufgebahrt — nicht in der Kirche, sondern in einem schmucklosen Vorsaale des Refektoriums, dessen eine Seite sich auf den Kreuzgang öffnete.

Von dort her malte die niedergehende Sonne die Konturen der Gewölbebögen in halbrunden Lichtflecken auf die ausgetretenen und gekrümmten Glieder — fast bis an den Fuß des niedrigen Katafalks.

Zu Füßen des Fußes blähten armbide, von grotesken Kreuzgebilden verunstaltete Kerzen, deren weicher Lichte die Halle erfüllte. — Dazu der Friedhofsbuchst zweier riesiger Kränze.

Auch der neben dem Katafalk in einem hochlehnigen, dorischenartigen Sessel gekniet Prior des Klosters hielt ein brennendes Licht. Ein anderes Licht lag am Fußende des Sarges, achtes hingeworfen, mit langschweifendem Licht in einer Lücke von geschmolzenem Wachs. Bei jedem stärkeren Luftzuge vom Kreuzgang her flammte es hoch auf wie ein Opferfeuer.

Die ärmste Frau, deren Hände, dies Licht entglitten war, hatte sich neben dem Sessel des großen Priors in die Knie geworfen. Die Arme hielt sie beschwörend an seine Brust emporgedrückt, das Gesicht tief gesenkt. Von Zeit zu Zeit erhob sie das Gesicht, so weiß wie der Vermeint, der in einem breiten Streifen das Gesicht umrandete, und ihre zuckenden Lippen, die leergezogenen grauen Augen fragten das Eine und immer wieder das Fina!

Baru: —?



Begräbnis gefallener Russen in Ostpreussen.

ganz entschieden. Aber so zart, so unendlich zart, als müsse man es mit weißen Seidenhandschuhen anfassen, und es gibt doch bloß noch gediegenes Feldkraut in der Welt!

Einen größeren Gegenstand dazu wie das „Soldatenbuch“ von A. De Wora im A. Staackmann-Verlag, Leipzig (60 Bg. geb.), kann ich mir nicht denken. Es ist als Spielzeug mit viel Soldaten und mit einemmal liegt die Türe auf, ein derber Geruch von frisch gedörrtem Leder weht einem um die Nase, ein eigenumlaubter Helm guckt ins Zimmer hinein und dröhnend läßt eine urfrühe Soldatenstimme:

Und herben sie in blutiger Schlacht,
Halt' Petrus schon im Himmel Wacht,
Kommt eine Batterie herauf,
Da reißt er gleich die Türe auf
Und schreit: „Blas für die Helben hier!
Das sind d' Prinz-Luitpold-Kanonier!“

Wie gesagt, das Buch ist derb, ich glaube sogar an manchen Stellen entsetzt zu derb. Aber es flattert einem wie wehende Fahnen ums Gesicht.

Derselbe Verlag brachte vor zwei Jahren bereits ein „Soldaten-Balladen“-Buch heraus von Max Geißler (1 Mark gebunden) mit dem Untertitel: „Ein Buch fürs deutsche Volk“. Damals wußte man noch nichts vom Krieg. Es mag vielleicht in der Luft gelegen haben, man dachte daran, aber glauben mochte es niemand. Und wenn man nun die herrliche Strophe etwa liest:

Der König rief — da stand der Pfug,
Am Rhein, verwaist im Ru.
Der Schreiber und der Amtmann schlug
Tinkas und Wälder zu.
Ich weiß eine bessere Bier,
Der König rief — „Der Meister mein,
Ich kann nicht mehr Gefesse sein,
Ich werd' ein Musikant!“

so lächelte man früher wohl stolz. Aber erleben — glühend erleben dürfen wir es doch heute erst! Ich würde dem Buch bedingungslos einen Ehrenplatz in jedem deutschen Hause anweisen, stünde nicht das gänzlich unnötige „Die Landwehr und die Kommen“ darin.

Ein unvergängliches Buch wird auch das unermüdliche Erwidern der katholischen deutschen Studentenschaft, Dr. Karl Sonnenschein's groß angelegte Sammlung: „Kriegslieder“, von denen bereits das 1. Heft erschienen ist, Volksverlag, M. G. Lachbach (15 Bg.). Gut deutsch und fromm, heil und stolz und jung wie durch sein übriges Werk, geht es auch durch diese Blätter. Studenten und Arbeiter, alle, alle wollen sich drängend dem Vaterland schenken.

Und wenn der Kaiser blauen läßt:
„Mein deutsches Volk, zur Schlacht!“
Wir stehen wie unsere Feinde fest,
Wir wissen, wie man's macht!“

Es ist eine kleine Auswahl, die ich hier besprochen habe, „und jeder Tag bringt neue wieder“. Doch, deutsches Volk, halte sie, lese sie alle. Wie, nie wird wieder über das herrliche Wort deutsch gefahren werden können!

Deutsch, das heißt ein Herz haben, beten, singen, siegen können! Deutsch, das einst noch heißen wird, zu den Fürsten der Welt zählen!!

Witwen- und Waisengelder

Wiesbaden, 8. Oktober 1914.

Aus den Kreisen meiner alten Freunde: der Bauern, Winger u. A., erhalte ich wiederholt Anfragen über die Kompetenzen der Verwandten, sowie der Witwen- und Waisengelder von „im Feldzuge gefallenen Soldaten“ und Ähnliches; Anfragen, die ich beim besten Willen nicht in jedem einzelnen Fall zu beantworten vermag, weshalb ich es unternehme, auf diesem Wege meine Freunde zu verständigen — allerdings nur nach meinen angelegten Ermittlungen. Nach meiner Meinung werden die vom Roten Kreuz ausgenommenen Verwandten ebenso behandelt, wie die im Frieden in das Lazarett aufgenommenen Kranken; also erhalten sie nur die sogenannte Krankenlohnung (im Frieden 3 Pfennig pro Tag) und freie Verpflegung, Behandlung einschl. Beileidung. Dagegen liquidiert dann das Rote Kreuz (oder ähnliche Institute) bei der Militärverwaltung die Verpflegungs- u. p. Kosten nach den Sätzen, welche von Krankenhäusern allgemein festgesetzt sind, das sind meines Wissens 2,50 Mark pro Tag. So denke ich

So lange der dumpfe, eintönige Totengesang der Mönche vom Refektorium her sein Echo durch den Raum getragen, hatte der Patriarch nur dadurch geantwortet, daß er seine Hand beschwichtigend und segnend auf ihr Haupt gelegt.

Nun aber waren die letzten, nachhallenden Töne verklungen — das Knistern der Dächer wurde hörbar — wie aus weiter Ferne die Lebensgeräusche der Fremdstadt. Ein Sperling setzte sich auf die Kränze des Kreuzganges, äugte umher und schloß, was seine Kehle vergab. Dann schwirte er auf und davon.

Prior Salomon reichte der Großfürstin sein Brustkreuz zum Kuß. Sie berührte es mit den Lippen — flüchtig und gedankenlos, ohne es anzusehen.

„Warum —?“ würgte sie mit dem Eigensinn der Verzweiflung hervor und ihre Hände kletterten bettelnd bis zu den Schultern des Alten hinan.

Dieser neigte den Kopf mit dem langwallenden weißen Barte. Aus Herzentiefe holte er alles, was Menschengüte, was der Glaube mit seiner Hoffnung auf ein Wiedersehen an Trost sagen konnte. Er sprach ihr von dem unabwendbaren göttlichen Willen, ohne den kein Ständchen von seinem Blase gerückt würde, kein welles Blatt vom Baume riefelte und keine Menschenseele abgerufen werde aus der irdischen in ihre ewige Heimat. Wenn Gott es zugebe, daß dieses Fürchtbare geschehen konnte, so war es in seinem unerforschlichen Räte beschlossen. Und den ehernen Gesetzen dieses Willens gegenüber gibt es kein vermesseneres Fragen — gibt es nur ein gläubiges Sichfügen in das Unabwendliche.

„Denken Sie nicht an das Jetzt, Fürstin. Denken Sie an die Stunde, da auch Sie diesen kurzen Erdenweg beendet haben und eingehen werden zum ewigen Licht. Was hier nur kurz und vergänglich war, das werden Sie dann besitzen und seiner sich freuen in Ewigkeit. Inzwischen beten Sie, auf daß Gott der Seele des Verewigten, gnädig sich erweise...“

Anna Elissaweta hatte sich Nähe gegeben, den Worten des Priesters zu folgen. Man sah das an ihren gekauften Brauen und an dem grübelnden Bilde, mit dem sie an seinem Munde hing. Aber sie hatte nichts begriffen — weil das alles keine Antwort gab auf ihre Frage. Nur das letzte Wort nahm sie auf.

„Gnädig!“ flüsterte sie und schaute sich nach dem Sarg um; „was hat er getan.“

„Wir alle bedürfen der Gnade des Herrn, um eingehen zu können in sein Reich.“

Die Fürstin schüttelte den Kopf und erhob sich, indem sie sich schwer mit beiden Händen auf die Lehne des Sessels stützte. Ihr Blick irrte ratlos umher. Dann näherte sie sich dem Katafalk und geriet die schwere Decke von dem Kopfende des Leichens. Ihre Finger

mit die Sache, will aber keineswegs damit sagen, daß das Rote Kreuz demgemäß oder ähnlich verfährt oder zu verfahren hat. Anders verhält es sich mit Verwundeten, welche während ihres Krankseins zu ihren Angehörigen oder sonstigen Privatpersonen beurlaubt werden. Wegen dieser bestimmt die Kriegsbefehlsvorschrift, daß dieselben ihre Kriegslohnung (53 Pf. pro Tag) und die Vergütung für die Feld-Rundportion (1,20 Mark pro Tag) erhalten.

Ich komme nun zu dem Militär-Hinterbliebenen-Gesetz von 1907. Dasselbe ist, wie fast alle herartigen Gesetze, nicht so ohne weiteres verständlich. Danach erhält meiner Ansicht nach die Witwe eines gefallenen Soldaten (Gemeinen) jährlich 400 Mark, jedes minderjährige Kind desselben 168 Mark. Stirbt auch die Mutter, dann erhält jedes minderjährige Kind jährlich 240 Mark. Nun existiert eine Bestimmung, die ich leider nicht zu ermitteln vermochte, nach welcher aber in letzterer Beziehung ein Höchstbetrag vorgegeben sein dürfte, sodaß z. B. für 8 Kinder nicht 8 x 168 oder 8 x 240 Mark zahlbar werden, sondern ein etwas niedrigerer bemessener Höchstbetrag, den anzugeben ich leider nicht in der Lage bin.

Wenn ich dennoch dieses Gebiet hier behandelt habe, so geschieht es in der Erwartung, daß berufenere Stellen dadurch vielleicht veranlaßt werden, richtigstellend resp. ergänzend einzugreifen, wodurch meine Anregung reichlich belohnt sein würde und meinen Fragestellern hoffentlich genügt werden möchte. Im Uebrigen geben die Ortspolizeibehörden resp. das Landratsamt, bei denen die Gewährung des Witwen- und Waisengeldes zu beantragen ist, die nötige Auskunft.

v. Kloeber, Generalmajor z. D.

Aus Wiesbaden

Stadtverordnetenversammlung

Wiesbaden, 9. Oktober 1914.

Anwesend 31 Mitglieder des Kollegiums. Vorsitz: Justizrat Dr. Albert. Die heutige Sitzung gestaltete sich zu einer wichtigen Kriegssitzung, nicht, als ob man gegenwärtig „Lämpchen“, sondern weil man in einmütiger Weise weitere Geldmittel zur Unterstützung unserer Krieger und ihrer Angehörigen bewilligte. Vor Eintritt in die Tagesordnung nahm man den Dank des Oberbürgermeisters von Königsberg entgegen für die von der Stadt bewilligten 20000 Mark, zur Linderung der Not in Ostpreußen. — Für die Kriegerkinder in Elsaß-Lothringen bewilligte man heute

5000 Mark.

Desgleichen rund

10000 Mark

zur Beschaffung von Leibwäsche und Unterleibern für die im Felde stehenden Angehörigen unserer 80er und 27er. Durch die Herrichtung von Leibwäsche unterstützt man auch unsere Heimarbeiterinnen und Arbeiterinnen, welche man mit der Fertigung der Sachen beauftragte. — Dem „Verein für Speisung bedürftiger Schüler“ werden für die Neueinrichtung seiner Küche 1000 Mark bewilligt. — Zur Hebung des

Fremdenverkehrs

beantragt der Magistrat die Herabsetzung der Kurtaxe und Verbilligung der Eintrittspreise zum Kurhaus und Kochbrunnen. Es treten folgende Veränderungen ein: es sind zu zahlen: 1. Kochbrunnen 20 statt 40 Bg., Kurhaus 1 Mark. Um auch den Einheimischen gewisse Erleichterungen zu bieten, sollen die Kurhaus-Abonnementsarten verbilligt werden. Für Einheimische soll die Hauptkarte von 40 auf 30 Mark und die Beikarte von 16 auf 12 Mark, für die Bewohner der umliegenden Orte die Hauptkarte von 50 auf 40 Mark und die Beikarte von 25 auf 20 Mark herabgesetzt werden. Die letzteren Vergünstigungen sollen bereits vom 15. November ab in Kraft treten. Verwundeten Offizieren soll während der Dauer ihres Kuraufenthaltes in Wiesbaden Kurtagelohn bewilligt und für die nächsten Angehörigen verwundeter Offiziere, und von Ärzten und Beamten, die infolge des Krieges nach Wiesbaden kommen, sowie für Reichslandkinder, die aus Feindesland ausgewiesen wurden oder infolge des Krieges ihre Heimat verlassen mußten, die Kurtaxe auf 10 Mark für die Hauptkarte und auf 5 Mark für die Beikarte herabgesetzt werden. Die finanzielle Einwirkung der Maßnahmen ist, bei denselben Besuchssiffern wie im Vorjahr, auf 11286 Mark zu schätzen. Die Kurtaxe soll bis zum 31. März 1915 auf die Plätze herabgesetzt werden. — Für die Erhöhung einer Stühmaner am Schulhof der Kassestrasse bewilligt man 600 Mark. — Einem Geländeaustausch an der Kassestrasse wird zugestimmt. — Einem Gesuche des Kaufmanns Bruno Wandt um Freisetzung von dem Ante als Mitglied der Einkommensteuer-Voranschlagskommission wird nicht stattgegeben. (Schluß.)

Siegesfreude

* Schon längere Zeit haben die Siegesglocken nicht mehr von Turm zu Turm geläutet. Seit 4 Wochen hat sich drüben in Frankreich ein regelrechter Festungskrieg entwickelt, nur langsam gehen, wie das in der Natur der Sache liegt, die Operationen vorwärts. Das deutsche Volk war auch etwas zu sehr verwöhnt durch den anfänglichen raschen Fortgang der Kriegserfolge. Am Samstagmorgen aber war wirklich großer Anlaß vorhanden, wieder einmal zu jubeln. Die schöne, reiche Stadt Antwerpen, eine der stärksten Festungen der Welt ist gegenüber der Sprache der deutschen Geschütze verstimmt. Antwerpen ist in unserem Besitz. Um 1/10 Uhr morgens verkündete der Glocken

zogen an den silbernen Griffen, nestelten und drehten vergebens an den Schraubenlösen, die den Sarg geschlossen hielten.

Blühlich schluchzte sie herabgehend auf und ihre Stirn schloß hart auf das dumpfknappende Holz.

Einige Sekunden lag sie so. . . .

Dann richtete sie sich auf und pochte leise mit dem Fingerringel auf.

„Du —! Höre mich, Liebster — ehe du ganz einschliffst.“

„Du — ich bin's — Anna —“

Nach einmal pochte sie und lauschte auf Antwort, ihr Ohr fest an das Holz gedrückt.

„Ehe du ganz einschliffst — sage mir: warum —?“

Sie liehte so eindringlich, daß selbst der Greis erschauerte. Er stand auf, um sie fortzuführen, da er für ihren Verstand fürchtete.

Ein dienender Bruder betrat den Raum und wandte sich leise an seinen Herrn.

„Seine Hoheit der Herzog von Nassau — im Auftrage Seiner Majestät des Jaren.“

Der Prior nickte. Mit sanfter Gewalt löste er die Fürstin von dem Sarge und ließ sie in den Sessel niedergleiten, dann trat er in den Gang hinaus — dem erlauchten Gaste und Abgesandten des Kaisers entgegen.

Wladimir Nassau war in großer Uniform. Die funkelnden Ordenssterne und Knäufchen waren unflort, ebenso das Bortpeo und der goldene Adler an der Sammetmütze. Mit einem Blick der hellen Augen überschaute er den Raum, und in dem hellen, durchgeistigten Antlitz suchte nicht eine Faser, als er sich über die Hand der unglücklichen, verständnislos dreinschauenden Frau beugte.

„Ich bitte, Eurer Kaiserlichen Hoheit mein Beileid auszusprechen zu dürfen“, sagte er mit gemessener Feierlichkeit. „Gleichzeitig melde ich mich gehoramt als bestellter Vertreter Seiner Majestät zur Beileidung. Geruhen Euer Kaiserliche Hoheit, ein Allerhöchstes Hand schreiben hier entgegenzunehmen.“

Anna Elissaweta sah nun mit einem Nadeln auf — dem schmerzlichen, herzbrechenden Zerrbild jenes Nadelns, das sie sich für alle offiziellen Akte eingestrichelt und hinter dem so oft ihr Mitleid und Todesangst sich verborgen. Obwohl die hohe Frau nicht verneinte, sah der Herzog ohne weiteres, daß es besser war, den Brief vorläufig nicht zu überreichen. Er winkte dem neben der Tür stehenden Leibjäger, nahm aus dessen Händen einen umgehenden, aus weißen Rosen und Flieder gebundenen Kranz und legte ihn zu Füßen des Katafalks nieder.

(Fortsetzung folgt.)